

FRIEDERIKE OERTEL

URLAUB VOM PATRI- ARCHAT



WIE ICH AUSZOG,
DAS FRAUSEIN ZU VERSTEHEN

KIEPENHEUER & WITSCH

PROLOG

Dicht an dicht stehen die Klappstühle vor mir und blockieren die schlecht asphaltierte Straße. Darauf sitzen Männer, vielleicht zwanzig oder dreißig. Sie drehen die Köpfe und beobachten uns schweigend, als wir näher kommen. Über ihnen wölbt sich das Dach eines Partyzeltes in den Himmel, das von Pfosten gestützt die gesamte Breite der Straße einnimmt. In der linken Hand halte ich eine Plastiktüte. Sie ist bis zum Rand gefüllt mit leuchtend roten Hibiskusblüten. Mit meiner rechten Hand umschließe ich eine Stoffserviette, in die ich kurz vorher einen Geldschein gewickelt habe. Es ist heiß in der süd mexikanischen Stadt Juchitán. Ich schwitze in meinen schwarzen Jeans. Neben mir läuft Miguel, ein Mexikaner, den ich seit wenigen Wochen kenne. Er trägt ein kariertes Hemd und hat einen Karton Bier unter den Arm geklemmt. Vor mir geht seine Freundin Diana. Ihre Bluse ist bunt bestickt und der weiße Spitzensaum ihres langen Rockes schleift durch den Staub. Sie dreht sich zu mir um und deutet mit einem Kopfnicken auf das Haus am linken Straßenrand, ich soll ihr folgen.

Ein Flachbau mit Wellblechdach, vergitterten Fenstern und bröckelnder Fassade. Durch eine ebenfalls vergitterte Tür gehen wir ins Innere. Miguel bleibt neben dem Eingang stehen. Schwere Luft schlägt uns entgegen. Es riecht nach Schnaps. Rund vierzig Frauen sitzen auf Bänken und Stühlen ringsum an den Wänden, sie trinken Bier aus kleinen Flaschen und Schnaps aus kleinen Gläsern. Sie reden und lachen laut und sehen aus

wie ein halbes Dutzend Frida Kahlos. Ihre Blusen sind bunt und die Röcke knöchellang wie der von Diana. Die Haare haben sie akkurat gescheitelt, mit bunten Bändern zu dicken Zöpfen und Flechtfrisuren geknotet und mit Blumen gekrönt. Sie tragen Goldschmuck: Ringe, die an Ohrläppchen und Armen schlackern, perlenbesetzte Haarbrochen und schwere Ketten, die an Goldmedaillen erinnern und die Frauen aussehen lassen, als hätten sie einen Orden gewonnen.

Eine der Frauen steht auf und kommt auf uns zu.

»Gib ihr das Geld«, flüstert Diana mir auf Spanisch zu und ich strecke der Frau zur Begrüßung meine Hand entgegen. Dabei schiebe ich ihr die eingerollte Serviette in die Hand. Die Frau lässt sich nichts anmerken. Die Serviette verschwindet erst in ihrer Faust und dann in einer Falte ihres weiten Rockes. Hastig hebe ich die andere Hand und überreiche ihr die Tüte mit den Hibiskusblüten. So hatte es mir Diana aufgetragen. Schritt für Schritt hatte sie mir erklärt, was ich tun muss, als ich sie bat, mich heute mitzunehmen.

Jetzt führt uns die Frau quer durch den Raum, wir folgen ihr in ein Hinterzimmer. Die Vorhänge sind zugezogen und an den Wänden sitzen noch mehr Frauen auf Klappstühlen, die Bier trinken, aber nur gedämpft miteinander reden und auf etwas zu warten scheinen. Über unseren Köpfen ist eine Girlande aus roten Blüten und Luftballons gespannt. In einer Ecke des Raumes steht ein massives Doppelbett. Darin liegt eine Frau, ungefähr Ende zwanzig, aufgebahrt wie Schneewittchen im Schrein, auf einem weißen Bettlaken zwischen roten Blüten und rosa Konfetti. Das Kleid, das sie trägt, ist marineblau und eng anliegend. Ihre Lippen sind mit purpurrotem Lippenstift bemalt und ihre langen dunklen Haare mit einem Tuch zusammengeknotet. Diana winkt ihr zu und hält beide Daumen in die Luft. Ich lächele unsicher zu ihr hinüber,

Schneewittchen lächelt zurück. Dann setzen wir uns auf zwei freie Stühle.

Vor dem Fenster beginnt eine Blaskapelle zu spielen. Es klingt wie ein Marsch. Kurz darauf betritt eine Delegation aus zwanzig Frauen das Zimmer.

»Das auf dem Bett ist Marina, die Braut«, flüstert mir Diana ins Ohr. »Und das sind ihre Mutter, ihre Zwillingschwester, ihre Tanten und Cousinen.« Auch diese Frauen sind festlich gekleidet. Sie durchqueren das Zimmer und stecken über einer Kommode die Köpfe zusammen. Dort, auf einem kleinen Tablett, liegt ein weißes Stofftaschentuch, sorgfältig zusammengefoldet.

Ich schaue hinüber zu Marina im Bett. Sie streicht nervös das Bettlaken zurecht. Für einen Moment ist es still im Zimmer. Die Sitzenden beobachten die Stehenden. Diese werfen einander Blicke zu, murmeln leise. Dann nickt eine von ihnen. Jubel bricht aus. Die Frauen treten ans Bett, umarmen und beglückwünschen Marina. Ich kann sehen, wie die Anspannung aus ihrem Gesicht weicht, sie strahlt und winkt jetzt mit schnellen Handbewegungen ihre Freundinnen zu sich heran. Sie sollen auf den Stühlen neben ihrem Bett Platz nehmen. Diana zupft an meinem Ärmel und auch ich rücke näher.

Eine der Frauen drückt mir eine kalte Flasche Bier in die Hand. Ich halte sie gegen mein vor Hitze glühendes Gesicht.

»Trink, güera«, sagt sie und hebt ihre Flasche. Güera, die Blonde. Mein Spitzname, seit ich vor zwei Monaten in dieser Stadt angekommen bin. Gläser klirren, wir prostern uns zu und trinken Bier, Mezcal, Sherry und Kirschlikör auf Marinas Wohl.

Mein Blick fällt auf das weiße Stofftaschentuch, das noch immer auf der Kommode liegt. Darauf ist ein rosafarbener Fleck zu sehen.

»Das ist er«, sagt Diana. »Der Beweis, dass Marina bis gestern Jungfrau war.« Sie strahlt mich an. »Der Brautraub ist geglückt.«

»Jungfrau?«, frage ich, womöglich etwas zu laut.

»Erkläre ich dir später«, sagt Diana, »komm mit.« Sie zieht mich am Arm nach draußen auf die Straße.

In einer Ecke des Zelt es hat sich eine Blaskapelle aufgebaut. Männer in weißen Hemden, dunklen Hosen und *huarachas*, mexikanischen Sandalen aus Leder. Sie heben die Instrumente, einer gibt den Takt vor und dann beginnen sie erneut zu spielen.

Die 100 000-Einwohner-Stadt Juchitán liegt im Süden Mexikos, an der schmalsten Stelle des Landes, dem *Istmo de Tehuantepec*, auf Deutsch dem Isthmus von Tehuantepec. Hier, auf dieser Landenge zwischen Pazifik und Atlantik, verläuft die Panamericana, jener Highway, der Süd- und Nordamerika miteinander verbindet und von den kargen Felsen in Feuerland bis nach Alaska reicht. Wegen seiner geografischen Lage war der Isthmus schon immer ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt, ein Umschlagplatz für Waren und Neuigkeiten.

Tourist:innen kommen nur selten nach Juchitán. Die Stadt liegt etwas abseits auf dem flachen Land im Bundesstaat Oaxaca. In einer Gegend, die man laut Auswärtigem Amt lieber meiden sollte. Wegen Drogenbanden. Erdbeben. Raubmorden. Es gibt sowieso nicht viel zu sehen an diesem Ort mitten im trockenen Sand. Juchitán hat keine prunkvollen Kirchen und keine kolonialen Prachtbauten. Weder Zapotek:innen, Mixtek:innen noch Aztek:innen haben in unmittelbarer Nähe eine Ruinenstätte hinterlassen, zumindest wurde bisher keine gefunden. Juchitán gehört auch nicht zu den sogenannten *pueblos mágicos*, den magischen Dörfern, in denen sich hübsche Häuser mit weiß getünchten Fassaden und Dächern aus roten Ziegeln an Hänge und in Täler schmiegen.

Die Häuser in Juchitán sind schmucklos. Die Landschaft ringsum karg, der Boden staubig. In der Trockenzeit bläst

manchmal der Norte, ein tropisch-heißer Nordwind, so stark, dass er den Staub und Dreck der Schotterstraßen aufwirbelt. Am Fluss, der durch die Stadt fließt und dessen Ufer von Müll bedeckt sind, verheddern sich dann dünne Plastiktüten in den Böschungen und flattern im Wind.

Und doch: In dieser Stadt, so erzählt man sich, sei alles anders. Juchitán sei eines der letzten noch existierenden Matriarchate der Welt. Eine Gesellschaft, in der jahrtausendealte matriachale Strukturen bis heute überlebt haben. Mitten in einem Land, in dem es so viele Morde an Frauen gibt wie in kaum einem anderen Land der Welt. Zwar gelten in Juchitán die Gesetze Mexikos, trotzdem funktioniere die Stadtgesellschaft nach eigenen Regeln. Im Alltag werden die Traditionen der alten Zapotek:innen gelebt, der größten indigenen Bevölkerung Oaxacas, die sich selbst als *Peni zaa* bezeichnen. Das Wolkenvolk.

Hier gelten die Frauen als Oberhäupter der Familien. Als Händlerinnen bestimmen sie die lokale Wirtschaft und verwalten das Geld. Sie ernähren die Familienmitglieder. Keine Frau, sagen die Menschen im Ort, sei finanziell von einem Mann abhängig. Es heißt, nach dem Tod der Matriarchin erben traditionell die Töchter das Haus und das Vermögen der Mutter.

Und noch etwas ist anders: Die zapotekische Gesellschaft kennt nicht nur Frauen und Männer, sondern noch ein drittes soziales Geschlecht, die sogenannten *muxe*, gesprochen »Muusche«. Auch sie gelten als Teil der matriarchalen Kultur. Muxe, sagt man im Ort, sind in der Gesellschaft vollständig akzeptiert. In Juchitán mache man einfach nicht so viel Gewese darum, ob jemand Frau, Mann oder Muxe sei. Ein Coming-out brauche es nicht.

Als ich das erste Mal von diesem Ort hörte, klang das wie ein Versprechen. Dort wollte ich hin. Ich hatte mich verloren, irgendwo zwischen Studium, Nebenjob und Berufseinstieg. Ich war ausgelaugt und orientierungslos. Und ich haderte. Mit mir, mit dem Frausein, mit dem Patriarchat.

Also packte ich meine Sachen, leerte mein Konto und buchte einen Flug. Ich reiste zehntausend Kilometer weit, in eine unbekannte Stadt irgendwo in Mexiko. An einen Ort, von dem ich nicht genau sagen konnte, ob die Geschichten, die man sich über ihn erzählt, nur Mythen oder doch Wirklichkeit waren. Ein Ort, der mir seit meiner Ankunft vor allem Rätsel aufgibt. Ein Ort, von dem ich nicht weiß, ob er mir überhaupt die Antworten liefern kann, nach denen ich so dringend suche, und ob –

»Güera!« Ein lautes Rufen reißt mich aus meinen Gedanken. Ich drehe mich um. Diana hält einen Kranz in den Händen, geflochten aus den grünen Blättern eines wilden Basilikums und den roten Hibiskusblüten, die wir mitgebracht hatten.

»Der ist für dich«, sagt sie und setzt ihn mir auf, wie eine Krone.

Ich betaste die kantigen Blätter, die weichen Blüten. Sie riechen ungewohnt, dumpf und säuerlich. Auf einem Stuhl neben uns liegen weitere Kränze, zwanzig oder mehr. Diana nimmt noch einen, setzt ihn sich selbst auf und greift nach meiner Hand. »Komm, lass uns tanzen. Die ersten fünf Sones sind nur für uns Frauen.«

Sones, das wusste ich inzwischen, sind traditionelle Tanzlieder, oft im Dreivierteltakt, die an einen Walzer erinnern.

Diana läuft vor mir her, auf die Straße, die wegen der Feierlichkeiten nicht befahren werden darf. Der weiße Spitzensaum ihres Rockes ist längst nicht mehr weiß. Ich folge ihr und wir beginnen zu tanzen.

RAUS HIER

Ich muss dorthin, muss aufbrechen. Als ich den Entschluss fasse, sitze ich in der Küche meiner Berliner Wohngemeinschaft, einem kleinen, schlauchförmigen Raum. Ich sitze am Tisch neben dem Fenster, im Lichtkegel einer Lampe, den Rücken gekrümmt und meine Finger eng um eine Teetasse gelegt. Neben mir sitzt Clara, meine Mitbewohnerin. Sie sieht mich an, eine Hand auf meinem Unterarm, als wolle sie mich festhalten.

Manchmal genügt es schon, wenn mehrere Dinge gleichzeitig passieren, dann kollabiert mein Gehirn, dann streikt mein Körper und verweigert seinen Dienst. Es ist Anfang April und das ist so ein Moment. Der Winter ist fast vorbei, die Pfützen auf dem Gehweg sind verschwunden und der Baum vor unserem Küchenfenster trägt erste Knospen.

Nur wenige Stunden zuvor stehe ich am Kopierer der Zeitungsredaktion, in der ich arbeite. Einer meiner Vorgesetzten schlendert über den mit Teppich ausgelegten Gang auf mich zu. Ein Mann mit randloser Brille und gelbem Haar. Ich sehe ihn aus dem Augenwinkel, drehe mich aber nicht um. Als er neben mir steht, beginnt er eines dieser Gespräche. Wie es bei mir beruflich weitergehe und was als Nächstes anstehe, fragt er mich.

»Mal sehen«, sage ich zögerlich. Mir ist die Situation unangenehm. Es ist nicht das erste Mal, dass er angeschlichen kommt, mit mir reden will. Schmierige Komplimente macht.

»Ich sage Ihnen mal was«, sagt er und lässt seinen Blick über mich wandern. »Sie sind jung und hübsch, was auch immer Sie

wollen, ich kann sicherlich etwas für Sie tun.« Er zwinkert mir zu. Ich starre zurück. Meine Synapsen stehen still, nur langsam kriechen seine Worte in mein Gehirn.

Die schlagfertigen Antworten fallen mir erst ein, als ich abends am Küchentisch sitze und heule. Schade, denke ich, mein Kopf hat so lange mitgemacht. Dann lege ich ihn auf die Tischplatte und wimmere. Ich sage Clara, dass ich keine Lust mehr habe, dass es mir langsam reicht, dass ich das alles nicht mehr aushalte. Clara muss denken, ich rede von meinem Chef und seinen übergriffigen Kommentaren.

Dabei geht es nicht um ihn, zumindest nicht nur. Es geht um mich.

Mir geht es schon lange nicht mehr gut. Es hatte keinen großen Knall gegeben, sondern viele kleine Implosionen. Ich weiß nicht, wann und wie es anfang. Ich weiß nur, dass es seit ein paar Jahren, seitdem ich Mitte zwanzig war, immer schlimmer wurde. Der Takt der Tage, an denen ich unglücklich, gestresst und überfordert war, hatte sich erhöht. Und der ganze Mist, den ich manchmal fühlte, hatte sich auf eine ungute Weise potenziert. Zugleich schämte ich mich, weil ich es nicht schaffte, glücklich zu sein – trotz all meiner Privilegien. Weil ich denen, die mich liebten, Sorgen bereitete. Weil ich sie beschuldigte, mich nicht zu verstehen, obwohl ich selbst nicht wusste, was mit mir los war.

»Sie sind erschöpft«, hatte meine Therapeutin gesagt.

»Sei nicht so streng mit dir«, mein Freund.

»Du hast dir einen Job mit riesigem Konkurrenzdruck ausgesucht«, meine Eltern.

»Du ziehst ständig um, kein Wunder, dass du mal eine Pause brauchst«, meine Freundinnen.

Ja, vielleicht war ich einfach ausgelaugt. Vielleicht hatte mich

in den letzten zwei Jahren einfach die Kraft verlassen. Vielleicht brauchte ich nur mal eine Pause und dann würde alles wieder gut.

Doch das, was mich umtrieb, war nicht nur Erschöpfung. Es war weniger eindeutig. Einerseits hatte ich das Gefühl, zu viel Energie zu verbrauchen beim Versuch, mein Leben zu bewältigen und dabei wie alle anderen zu funktionieren. Ich war oft dünnhäutig, unzufrieden und wütend. Ich verglich mich ständig mit anderen, vor allem mit meinem Freund, dem all das, wonach ich so angestrengt strebte, mit Leichtigkeit zu gelingen schien. Ich spürte viel Druck, aber keine Durchsetzungskraft. Andererseits, und das war das Erstaunliche daran, funktionierte ich meistens ganz normal. Ich ging zur Uni, hatte einen Nebenjob und machte ein Praktikum nach dem nächsten. An guten Tagen fühlte ich mich schlagfertig, selbstsicher, auf der Überholspur. Manchmal dauerte dieses Gefühl ein paar Tage an, manchmal Wochen, im besten Fall sogar Monate. Ich wog mich in Sicherheit. Aber irgendwann passierte es wieder. Meistens, wenn ich nicht damit rechnete. Dann brachte mich eine Kleinigkeit ins Wanken. Ein verpasster Bus. Ein kaputter Teller. Ein dummer Kommentar. Eine kritische Bemerkung.

Mein Blick fällt auf ein Buch im Zeitungsständer neben dem Küchentisch. Ich hatte es vor Monaten in einem Antiquariat gekauft. *Stadt der Frauen*, steht auf dem vergilbten Cover. Geschrieben von drei Soziologinnen aus Bielefeld, die von ihrem Forschungsaufenthalt in einem Matriarchat erzählen. Sie schreiben über eine Stadt im Süden Mexikos, in der angeblich die Frauen das Sagen haben. Seit ich es gelesen hatte, redete ich davon, irgendwann einen Roadtrip dorthin machen zu wollen.

»Vielleicht ist jetzt der richtige Zeitpunkt«, sage ich zu Clara.

»Du meinst ...«

Ich nicke. »Ich glaube, ich muss mal raus. Ich brauche Urlaub. Urlaub vom Patriarchat.«

Ich schiebe die Teetasse beiseite, die Clara mir hingestellt hat, stehe auf und gehe in mein Zimmer. Ich knie mich neben mein Bett, drücke meine rechte Schläfe auf den Boden, greife unter den Lattenrost und ziehe einen großen, grauen Rucksack hervor. Dann beginne ich zu packen. Ich habe nicht vor, überstürzt das Haus zu verlassen, aber das Gefühl, jetzt einfach mal loslegen zu müssen. Ich hole Sommerkleider aus dem Schrank, zwei Jeans, meine Regenjacke. Ein Taschenmesser, Schlafsack, Kamera, Notizbuch. Eigentlich habe ich keine Ahnung, was ich dort brauche, wo ich hinwill. Ist der Sommer trocken oder verregnet? Muss ich mich impfen lassen? Wo werde ich wohnen? Ich weiß nur, dass ich aufbrechen will. Den Standpunkt ändern, Abstand gewinnen, das System wechseln. Den Blick abwenden von dem, was mir nicht guttut und was gleichzeitig so selbstverständlich Teil meines Alltags ist. Während ich meine Zahnbürste aus dem Bad hole, frage ich mich, wie es so weit kommen konnte.

Ich bin in den Neunzigern aufgewachsen. Im Radio sangen die Spice Girls *Wannabe* und verkündeten der Welt, was sie wollten, was sie wirklich, wirklich wollten. *I'll tell you what I want, what I really, really want*. Die Botschaft passte. Es war eine Zeit, in der Mädchen gesagt wurde, sie könnten alles erreichen, wenn sie es nur versuchten.

Ich wusste, was ich wollte. Ich wusste es, als ich zwei Jahre alt war und meinen Eltern sagte, dass ich ab sofort keine Windeln mehr tragen wolle. Ich wusste es, als ich das erste Mal auf einem Fahrrad saß und meinen Vater bat, die Stützräder abzuschrauben, ich könne das auch ohne. Das Fahrrad war silber-pink und ich sauste über den Hof, bergauf, bergauf, bis zum Tor und auf

die Straße hinaus. Ich wusste, was ich wollte, als ich in der fünften Klasse meine erste Diskette vollschrieb, mit Kurzgeschichten und dem ersten Kapitel eines Romans. Ich wusste, was ich wollte, und ich wurde wütend, wenn ich es nicht bekam. Es gibt Kinderfotos von mir, auf denen ich mit hochrotem Kopf brülle, der ganze Körper ein Ausdruck der Empörung.

Doch irgendwann fing ich an, mich in ein Rollenbild zu fügen, das mir schon als Kind nicht einleuchtete. Die Botschaften kamen versteckt und heimlich daher, in der Schule, in der Werbung, zu Hause. Trotzdem verstand ich, dass ein Mädchen ruhig und zurückhaltend sein sollte, diszipliniert und geduldig. Ich lernte, meine Wut für mich zu behalten. Ich lernte, sie zu Hause rauszulassen, nicht vor anderen und vor allem nicht laut. Ich wusste, was ich wollte, bis ich zu der Überzeugung kam, dass meine Ziele zu groß und meine Vorstellungen lächerlich waren. Bis ich anfang, leise mitzuschreiben, statt laut reinzureden.

Mein Selbstbild war irgendwann voller Widersprüche. Ich wollte gesehen werden, aber wenn ich im Mittelpunkt stand, war es mir unangenehm. Ich wollte mehr Raum einnehmen, stark sein, präsent sein, aber trotzdem schmal und zart. Also fing ich an, Kalorien zu zählen und meinen Körper runterzuhungern, bis ich in jede *Skinny Jeans* passte. Ich wollte mehr erreichen – und bremste mich oft selbst aus. Als ich an der Uni war, bereitete ich mich manchmal stundenlang auf ein Seminar vor, nur um dann in den hinteren Reihen Platz zu nehmen und meine Gedanken für mich zu behalten. Plötzlich erschienen sie mir nicht mehr interessant genug. Ich zweifelte an meinen Fähigkeiten: Vielleicht war ich doch nicht so intelligent und analytisches Denken eh nie meine Stärke?

Lange dachte ich, irgendwann wird alles besser, irgendwann werden die Zweifel kleiner und das Selbstvertrauen größer. Irgendwann lösen sich die Ambivalenzen einfach auf.

Das Gegenteil war der Fall. Je älter ich wurde, desto öfter stieß ich gegen etwas, das mich einengte, einzwängte, und von dem ich nicht einmal sagen konnte, wo es herkam. Ich fing an, alles unter die Lupe zu nehmen, vor allem mich selbst. Denn ich war überzeugt, dass das, was nicht in Ordnung war, in mir sein musste. Die Welt um mich herum schien schließlich zu funktionieren. Und weil Scheitern nicht infrage kam, begann ich, mehr zu arbeiten. Ich machte heimlich Überstunden, schrieb nachts an Texten und radelte morgens in die Uni, um zusätzliche *Credit Points* zu sammeln.

Es ist nicht so, dass ich komplett naiv war. Auch ich war irgendwann auf den Trichter gekommen, Teil eines Systems zu sein. Ein System, das von Männern für Männer geschaffen worden war, von der Sprache über Arzneimittel bis hin zum Sicherheitsgurt im Auto.

Doch es war komplizierter, ambivalenter. Nicht immer gab es etwas, das mir sichtbar im Weg stand. Im Gegenteil: Frauen – oder eher: weiße Frauen wie ich – hatten scheinbar alle Möglichkeiten. Die Türen standen uns offen und wir gingen in immer größerer Zahl hindurch. Ich studierte, hatte mehrere Einser-Abschlüsse, einen Job. Dort, wo ich unterwegs war, an der Universität, an der Journalistenschule und in Medienhäusern, waren Frauen mittlerweile in der Überzahl. Zwar gab es noch immer wenige weibliche Führungskräfte, doch zumindest auf der Ebene, auf der ich angekommen war, schien alles möglich.

Simone de Beauvoir schreibt 1949 im zweiten Buch ihres Werkes *Das andere Geschlecht* einen Satz, der heute berühmt ist: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.« Der Satz wird häufig falsch übersetzt, wie schon Margarete Stokowski in ihrem Buch *Untenrum frei* feststellt, nämlich: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird dazu gemacht.« Das ist ein großer Unterschied. Sind Frauen passive Opfer, die von der Gesellschaft

in ein Korsett gezwängt werden? Oder sind wir aktiv an diesem Prozess beteiligt? Vermutlich stimmt beides. Im zweiten Teil ihres Buches zitiert Beauvoir deshalb auch Jean-Paul Sartre: »Halb Opfer, halb Mitschuldige, wie wir alle.«¹

Ich will verstehen, wie ich zur Frau wurde und es immer wieder werde. Ich will herausfinden, wie das Kleine – der Alltag, die Scham, die Zweifel, die widersprüchlichen Gedanken und Glaubenssätze, also das ganze Chaos in mir – mit dem Großen zusammenhängt. Ich will wissen, warum ich so oft hadere, obwohl es mir doch eigentlich gut gehen könnte. Ich will verstehen, was die Dinge um mich herum mit den Dingen in mir drin zu tun haben. Und was mit der Gesellschaft, in der ich aufgewachsen bin: dem Patriarchat.

In den kommenden Wochen bereite ich mich auf meine Reise vor. Auf meinem Sofa sammle ich alle Dinge, die ich mitnehmen möchte. Kleidung für warme Tage, Laptop, Ladekabel, Mückenspray. Je näher die Abreise rückt, desto öfter schreke ich nachts hoch. Ich mache mir Sorgen. Werde ich finden, wonach ich suche? Wie sicher ist die Gegend? Wird mir jemand helfen, wenn ich nicht weiterweiß?

Als ich schließlich mit meinem Rucksack im Türrahmen unserer Wohnung stehe, gehe ich im Kopf noch einmal alles durch. Das Bett ist abgezogen, das Geschirr gespült, mein Schrank leer geräumt für die Zwischenmieterin. Ich schaue ein letztes Mal auf meinen Pass und prüfe das Datum auf dem Flugticket, das mich direkt nach Mexiko bringen wird. Erst umarme ich Clara, dann meinen Freund. Er ist gekommen, um mir beim Packen zu helfen. So ganz versteht er zwar nicht, warum ich so dringend wegmuss, aber er versteht, dass es wichtig ist. Ich ziehe die Wohnungstür hinter mir zu und trete hinaus auf das Kopfsteinpflaster vor unserem Haus.

Die Luft ist voller Frühling, die Straße lärmt. Als ich rechts abbiege, um zur nächstgelegenen U-Bahn-Station zu laufen, spüre ich zum ersten Mal so etwas wie Erleichterung. Es ist, als hätte ich nach Monaten des Nebels endlich wieder eine Landkarte im Kopf. Ich weiß wieder, wo es langgeht und was als Nächstes zu tun ist. Ich habe wieder ein Ziel, das ich in wenigen Sätzen erklären kann. Ich reise ins Matriarchat, um mich vom Patriarchat zu erholen.

Ich gehe schneller, in eiligen Schritten die Straße entlang, bis zur U-Bahn, die Treppe runter auf den Bahnsteig. Ein warmer stickiger Wind bläst mir entgegen. Die Bahn fährt ein und ich setze mich auf das lilafarbene Leopardenmuster. Während der Fahrt schreibe ich eine To-do-Liste in mein Notizbuch. Eine Liste mit allem, was ich sehen und verstehen will. Listen strukturieren mein Leben. Sie geben mir das Gefühl, die Lage im Griff zu haben. Selbst meine Lebenskrise glaubte ich, mit einer Liste abarbeiten und bewältigen zu können.

Als der Flieger endlich über den Asphalt rollt, beschleunigt und abhebt, beginnt es zu regnen. Wasser peitscht in waagerechten Streifen über die Fensterscheibe. Die Welt unter mir wird kleiner, dann bricht die Sonne über den Wolken hervor. Die Farben explodieren und verschwimmen zu bunten Lichtkugeln, die in schrägen Bahnen über die Scheibe rollen. Beim Gedanken an das, was auf mich wartet, spüre ich ein Kribbeln im Magen und mir wird zum ersten Mal klar, dass ich all meine Hoffnungen in diese Reise lege. Auch wenn ich weiß, dass es Blödsinn ist, hoffe ich doch, als ein anderer Mensch zurückzukehren. Als eine andere Frau.

DER WEG INS MATRIARCHAT IST WEIT

Der Bus, in dem ich seit Stunden sitze, schwankt und kracht in die Schlaglöcher der Straße. Bremswellen ziehen sich quer über den Asphalt. Meine Beine kleben an meiner Jeans und die klebt am verschlissenen Polster des Sitzes.

Gelandet war mein Flieger in Cancún, einer Küstenstadt auf der Halbinsel Yucatán. Nach einer schwülwarmen Nacht im Hostel hatte ich morgens meinen Rucksack geschultert und war zum Busbahnhof gelaufen. Der Reisebus, in den ich gestiegen war, fuhr Richtung Westen, dem Pazifik entgegen.

Ich genieße es, nichts weiter tun zu müssen, als hier zu sitzen, mich dem Schaukeln des Busses hinzugeben und zu beobachten, wie er mich fortträgt. Der Bus ist fast leer und ich schaue die meiste Zeit aus dem Fenster. Meine Augen folgen der aufgemalten gelben Linie auf dem Asphalt. Wie ein Faden schlängelt sie sich durchs Land und hält Städte und Dörfer zusammen. Draußen zieht der Regenwald vorbei, dazwischen Schrottplätze und Müllberge, Wellblechhütten am Straßenrand. Jedes Mal, wenn der Bus abbremst, eilen Frauen, Männer und Kinder von rechts und links zur Straße, steigen in den Bus ein und laufen mit Bauchläden den Gang entlang. Sie verkaufen Popcorn, Schokoriegel, Kochbananen und Mangostreifen in Plastikbechern. Die Mango, die ich kaufe, ist grün, die Verkäuferin bestreut sie mit leuchtend rotem Chilipulver.

Juchitán ist mit dem Bus unkompliziert zu erreichen – anders als einige andere matriachale Gesellschaften, die in Gebirgen, auf Inseln oder in anderen schwer zugänglichen Gebieten liegen. Die Kuna zum Beispiel leben eher abgeschieden auf den San-Blas-Inseln an der Karibikküste von Panama. Und die Hopi in einem Reservat mitten in der Wüste im US-amerikanischen Bundesstaat Arizona. Juchitán hingegen ist eine Stadt mit Busbahnhof, Hotels und Einkaufszentren.

Ich denke an das vergilbte Buch, das ich in Berlin für wenige Euro in einem Antiquariat gekauft habe. Die Forscherinnen waren in den Neunzigern nach Mexiko gereist, einige Passagen klangen entsprechend veraltet. Was hatte die Wissenschaft sonst noch zum Thema Matriarchat herausgefunden? Auf der Suche nach Antworten hatte ich mich durchs Internet geklickt und festgestellt: Die Sache mit dem Matriarchat war komplizierter, als ich dachte.

Es existieren nur wenige nicht-patriachale Gesellschaften auf der Welt. Und doch gibt es sie, man findet sie auf allen Kontinenten – nur in Europa sieht es dünn aus. Dort soll die Hexenverbrennung fast alle Spuren matriachaler Gesellschaften ausgelöscht haben, sagen manche. Andere meinen, auf der kleinen estnischen Ostseeinsel Kihnu existiere bis heute das letzte Matriarchat Europas.¹ Die Menschen dort leben fast ausschließlich von Landwirtschaft und Fischerei. Die Arbeitsbereiche teilen sich in »Mann und Meer« und »Frau und Land«. Und weil die Männer manchmal wochenlang auf See sind, tragen die Frauen die Verantwortung für alle Aufgaben, die auf dem Festland anfallen.

Das größte Matriarchat der Welt bilden mit über drei Millionen Einwohner:innen die Minangkabau auf der indonesischen Insel Sumatra. Es ist einer der wenigen Orte, an denen die

Menschen ihre Lebensform selbst als Matriarchat bezeichnen. Bis heute haben sie die Adat gewahrt, ihr Gewohnheitsrecht. Es besagt, dass der Grund und Boden den Frauen der Familie gehört und nach dem Tod der Matriarchin an die Töchter vererbt wird.² Diese Vererbung entlang der Linie der Mutter nennt man »Matrilinearität«.

Ähnlich ist es bei den Khasi. Sie leben im Norden Indiens, nicht weit entfernt von der Grenze zu Bangladesch, mitten in den Bergen im Bundesstaat Meghalaya. Khasi bedeutet »Die von einer Frau Geborenen« und Meghalaya »Wo die Wolken wohnen«. In den East und West Khasi Hills, Vorläufern des Himalaja-Gebirges, hängen die Wolken tief in den Felsen. Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen ist bis heute in der Verfassung des Bundesstaates verankert. Die Khasi gelten, wie auch die Minangkabau, als matrilinear. Stirbt die Matriarchin, gehen Besitz und Verantwortung an die jüngste Tochter über und sie wird zur Vorsitzenden der Großfamilie. Ab sofort ist sie spirituelle Leitfigur und Schiedsrichterin ihres Clans.³ Heiratet eine Frau einen Mann, zieht der Mann in das Haus seiner Schwiegerfamilie. Diese Wohnsitzregel wird als »matrilokal« oder »uxorilokal« bezeichnet, weil sich der Wohnsitz nach der Mutter oder Ehefrau richtet. Die gemeinsamen Kinder nehmen bei den Khasi den Nachnamen der Mutter an, schließlich stellt die weibliche Namenslinie die Zugehörigkeit der Kinder zum Matriclan sicher.⁴

Das vielleicht bekannteste Matriarchat sind die Mosuo im Südwesten Chinas. Sie sind so etwas wie der Liebling der Matriarchatsforschung, ihre Lebensweise gilt als gut erforscht. Die Mosuo leben an den Ufern des Lugo-Sees, im Schatten des Himalaja. Sie nennen ihn »Muttersee«. Die Menschen dort leben nicht nur matrilinear und matrilokal, sie führen auch sogenannte Besuchs- oder Wanderehen. Kommt ein Paar zusammen,

bedeutet das nicht, dass es auch in einem Haus zusammenlebt. Das Paar besucht einander einfach – so lange, bis es nicht mehr passt und beide eine neue Liebesbeziehung eingehen. Lebensmittelpunkt ist jeweils das Haus der eigenen Mutter.

Was diese Gesellschaften verbindet, was sie also zum Matriarchat macht, ist gar nicht so klar.

Eine wissenschaftlich anerkannte Definition des Begriffes »Matriarchat« gibt es nicht. Es ist ein Kunstwort, das in den 80er- und 90er-Jahren des 19. Jahrhunderts in Analogie zum Begriff Patriarchat gebildet wurde. Das Wort Patriarchat setzt sich aus dem altgriechischen Wort *pater*, »Vater«, und *arché*, also »Herrschaft«, zusammen, weshalb der Begriff »Matriarchat« oft mit »Herrschaft der Mütter« übersetzt wird. Viele verstehen unter einem Matriarchat deshalb eine Gesellschaft, »in der Frauen das Sagen haben«, eine Art Frauenherrschaft. Sie sehen darin ein spiegelbildliches Gegenstück zum Patriarchat. Eine Gesellschaft, in der es ähnliche Machtstrukturen gibt, nur unter umgekehrten Vorzeichen: Männer kümmern sich um den Haushalt, müssen sich in einigen Religionen verhüllen, werden oft nicht für voll genommen und gründen eine Männerbewegung, um sich gegen die Unterdrückung zur Wehr zu setzen. Frauen machen Politik, leiten Konzerne, verdienen mehr Geld und laufen oben ohne rum. Manche denken dabei an eine Utopie: an ein weibliches Paradies, ein goldenes Zeitalter. Für andere ist es eine Dystopie, sie denken an kriegerische Amazonen, die Männer unterdrücken und ausbeuten.

Visionen wie diese haben Eingang in fiktionale Erzählungen gehalten. 1915 veröffentlichte die US-amerikanische Autorin Charlotte Perkins Gilman eine Geschichte namens *Herland* über eine Gesellschaft, die gänzlich ohne Männer auskommt, weil Frauen die Technik der Jungfrauengeburt perfektioniert haben. So ähnlich ist es im Hollywood-Blockbuster *Wonder Woman*

von 2017, der auf einem gleichnamigen Comic von 1941 beruht und in dem friedliche Amazonen in einem Matriarchat leben. In ihrem 1977 erschienenen Roman *Die Töchter Egalías* stellt die norwegische Autorin Gerd Brantenberg das Patriarchat auf den Kopf: Frauen sind an der Macht, Männer arbeiten als Hausmann und müssen einen »PH« tragen. In Karen Duves Roman *Macht* von 2016 herrscht sogar Staatsfeminismus.

Eine solche Gesellschaft, in der Frauen herrschen und Männer unterdrückt werden, hat es nach heutigem Forschungsstand jedoch nie gegeben. Darüber besteht in der Wissenschaft weitgehend Konsens. Und sollte es sie doch gegeben haben, dann nur als Ausnahmeerscheinung und nicht als dauerhafte Gesellschaftsform. Warum hat sich die Idee vom Matriarchat als umgekehrtes Patriarchat dennoch so lange gehalten?

Angefangen hat die Debatte, ob es Matriarchate gibt oder nicht – und wenn ja, was sie ausmacht – schon im 19. Jahrhundert. Europäische Wissenschaftler, ausnahmslos Männer, reisten damals ins nicht-europäische Ausland und »entdeckten« dort gesellschaftliche Strukturen, die anders waren als alles, was sie bisher kannten. Sie fanden Orte, an denen Söhne und Töchter nicht nach ihren Vätern, sondern nach ihren Müttern benannt werden. Erbfolgen, die entlang der Linie der Mutter verlaufen. Gesellschaften, in denen es mehr als nur zwei Geschlechtsidentitäten gibt.

Die Archäologin Brigitte Röder schreibt in einem wissenschaftlichen Aufsatz: »Mit der Zeit drängte sich einigen Gelehrten der unerhörte Verdacht auf, daß es sich bei den vermeintlichen Anomalien um ganz normale gesellschaftliche Organisationsformen handeln könnte. Die Vermutung war insofern unerhört, als damit die vermeintlich von Gott gegebene und als »natürlich« empfundene patriarchale Ordnung hinterfragt wurde. Was

angeblich seit Urzeiten so gewesen sein sollte, kam jetzt in den Geruch, möglicherweise ein von Menschen geschaffenes, kulturelles Konstrukt zu sein.«⁵

Das hat die Männer damals ziemlich beschäftigt. Im Jahr 1861 veröffentlichte der Schweizer Rechtshistoriker Johann Jakob Bachofen ein Werk mit dem Titel *Das Mutterrecht*. Das Wort »Matriarchat« kommt darin zwar nicht vor, es wurde erst später erfunden, doch Bachofen setzte sich auf mehreren Hundert Seiten mit der Möglichkeit einer frauenzentrierten Vergangenheit auseinander. Als guter Patriarch, der er war, zweifelte er jedoch nicht an der Legitimität männlicher Vorherrschaft, sondern argumentierte, dass die Entwicklung der Menschheit in mehreren Stufen verlaufen sei. Dabei habe sie sich vom ursprünglichen, primitiven und rückständigen Mutterrecht zum späteren Vaterrecht weiterentwickelt. Die mütterliche Periode sei stofflich-sinnlicher Natur gewesen, behauptet Bachofen, und die spätere vaterrechtliche Periode geistig-kultureller Natur. Es habe also, so Bachofen, eine »natürliche Evolution« vom Einfachen zum Komplexen gegeben, vom Stoff zum Geiste, von der Natur zur Kultur, die schließlich in der höchsten Entwicklungsstufe kulminiert sei: dem Patriarchat. Bachofen stützte seine Argumentation dabei nicht etwa auf wissenschaftliche Quellen. Er wollte die Menschheitsgeschichte vielmehr »intuitiv verstehen« und setzte bei diesem Versuch Mythen und Fakten gleich.⁶

Kann man machen, ist dann aber Schwurbelei. Das sahen auch die meisten seiner Zeitgenossen so. Einer von Bachofens Kollegen bezeichnete die Abhandlung sogar als »höheren Blödsinn«. Aber wie es eben so ist, verkauft sich Blödsinn manchmal erstaunlich gut. Bachofens Buch wurde zum Bestseller – und zu einem der einflussreichsten Werke des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Die deutsche Althistorikerin Elke Hartmann

schrieb Jahrzehnte später: »Das Buch zeichnet sich durch zwei Merkmale aus, die sich auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen: Es ist eigentlich unlesbar und hat eine enorme Resonanz erfahren.«⁷

Die Idee einer ursprünglich frauenzentrierten Gesellschaft faszinierte – und hielt Einzug in verschiedene Wissenschaftsdisziplinen, darunter Soziologie, Ethnologie, Archäologie, Psychologie, Religions- und Literaturwissenschaften. Sie wurde von allen Seiten vereinnahmt, politisch instrumentalisiert und entwickelte zu Beginn des 20. Jahrhunderts bisweilen religiöse Züge.

1888 erschien Friedrich Engels' Schrift *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates*. Darin argumentierte der Philosoph und Kommunist, dass erst mit der Erfindung des Privateigentums die gewaltsame Unterdrückung der Frau, also das Patriarchat, begann. Er stützte sich dabei zwar auf Bachofens These eines Übergangs vom Mutterrecht zum späteren Vaterrecht, doch während Bachofen diese Entwicklung feierte, fand Engels sie fatal. Für ihn war das Mutterrecht eine »Form des Urkommunismus«, dessen Umsturz »die weltgeschichtliche Niederlage des weiblichen Geschlechts« besiegelte.⁸ Durch diese Umdeutung wurde die Matriarchatstheorie positiv besetzt – und zum Kernstück einer sozialen Utopie. Für Engels lag die Rettung der Frau in einer egalitären, klassenlosen Gesellschaft.⁹

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, machten auch sie sich Bachofens Erzählung einer ursprünglich weiblichen Kraft zunutze und bauten darauf ihren Mutterkult auf. Der progressiven Idee von Frauenmacht und Emanzipation setzten sie eine eigene mythisch-mütterliche Ideologie entgegen, die das »Muttertum« verklärte, Mutterschaft geradezu kultisch überhöhte und Frauen auf die Mutterrolle reduzierte. Adolf Hitler erklärte die Mutterschaft zum »Schlachtfeld der Frau«.

Ab den späten 1950er-Jahren erhielt Bachofens Idee eines frühgeschichtlichen Matriarchats erneut Zuspruch, diesmal von der litauischen Archäologin und Prähistorikerin Marija Gimbutas. Sie hatte Funde weiblicher Figurinen und Statuetten analysiert, die bis in die jüngere Altsteinzeit zurückreichten und die sie als Überreste eines frühen Matriarchats interpretierte. Damals habe ein »Kult der Großen Göttin« geherrscht, glaubte die Wissenschaftlerin. Frauen seien respektiert – ja mehr noch, wie Königinnen und Göttinnen verehrt worden. Gimbutas These stieß sowohl auf Kritik als auch auf Zuspruch.

Ende der 1960er-Jahre wurde die Matriarchatsidee in Deutschland von der zweiten Welle der Frauenbewegung aufgegriffen. Damals begannen Feministinnen, die patriarchale Gesellschaftsordnung infrage zu stellen – und nutzten die Idee des Matriarchats, um der männerdominierten Gesellschaft ihrer Zeit eine andere, positive Alternative entgegenzusetzen. »Es sollten Beweise erbracht werden, daß auch Frauen unabhängig, stark und mächtig sein könnten«, schreibt Ingrid Maged-Scherney. Es ging um weibliche Identität, weibliche Geschichtsschreibung und ein Aufbegehren gegen die Männerwelt.¹⁰ Das Matriarchat wurde zum politischen Kampfbegriff.

Eine Spurensuche begann, begleitet von einem Boom an Veröffentlichungen. Man wollte Beweise finden für das Matriarchat in Vergangenheit und Gegenwart. Artikel folgte auf Stellungnahme folgte auf Kommentar folgte auf Replik. Zwischendurch gab es immer wieder Versuche, die Debatte zu ordnen und den Begriff »Matriarchat« zu definieren. Doch die Diskussion hatte sich längst verselbstständigt.

Ab Mitte der 1970er-Jahre wurde das Thema dann von Feministinnen der New-Age-Bewegung aufgegriffen und esoterisch aufgeladen. Die Idee des Matriarchats wurde zu einer wichtigen Säule des spirituellen Feminismus. 1986 gründete die Philoso-

phin Heide Göttner-Abendroth die bis heute bestehende private *Internationale Akademie für Moderne Matriarchatsforschung und Matriarchale Spiritualität* in Bayern. Sie selbst bezeichnet sich als Begründerin der »modernen Matriarchatsforschung« und sieht es als ihre Aufgabe an, das Wissen einer einstigen matriarchalen Epoche, das aus dem Bewusstsein verdrängt worden sei, erneut zu beleben.

Ein Problem in all diesen Debatten blieb jedoch bestehen: Die Existenz eines prähistorischen Matriarchates, wie es Bachofen in seiner Basler Studierstube erstmals entworfen hat, lässt sich wissenschaftlich nicht beweisen.

Andererseits gilt das auch für das Patriarchat. Archäologische Funde der letzten Jahrzehnte legen sogar nahe, dass die Menschheit die längste Zeit der Geschichte ohne Patriarchat und männliche Dominanz zurechtkam. Und auch später setzte sich das Patriarchat nur langsam durch. Die frühen Kelt:innen wurden beispielsweise in prunkvollen Gräbern mit teils spektakulären Grabbeigaben bestattet – unabhängig von ihrem Geschlecht. Viele Jahrhunderte später fanden Wissenschaftler, wieder waren es Männer, die alten Grabbeigaben und versuchten, sie zu deuten. Die in den Gräbern der Männer gefundenen goldenen Halsringe werteten sie als Zeichen der Macht. Fanden sie dieselben Halsringe in Gräbern von Frauen, deuteten sie diese zu Schmuckwerk um, schreibt die Archäologin Brigitte Röder.¹¹ Das Patriarchat ist also keinesfalls immer da gewesen, die Wissenschaftler projizierten einfach die Geschlechtsstereotype ihrer Zeit in die Frühgeschichte hinein. Neue DNA-Analysen konnten mittlerweile bestätigen, dass die Kelt:innen im Großbritannien der Eiszeit sowohl matrilinear als auch matrilokal lebten.¹²

»Ist hier noch frei?«, fragt eine Stimme neben mir auf Spanisch und ich schreke hoch. Der Bus ist inzwischen voller Leute. Frauen, Männern, Kinder sind zugestiegen. Ich muss kurz eingenickt sein. Am Gang steht ein kleiner Mann mit faltigem Gesicht und einem Hut auf dem Kopf. Er wird wohl um die siebzig Jahre alt sein. Sein blaues Leinenhemd ist knitttrig, seine Hose bis über die Knöchel hochgekrempelt, die grauen Haare ordentlich zurückgekämmt. An den Füßen trägt er Sandalen, über der Schulter einen Seesack.

»Ist hier noch frei?«, wiederholt er nun langsamer und betont dabei jede Silbe, vielleicht aus Sorge, ich könnte ihn nicht verstanden haben.

»Ja, ja, bitte«, sage ich eilig und bedeute ihm, neben mir Platz zu nehmen. Er lupft seinen Hut zum Dank, verstaut seinen Seesack im Gepäckfach über unseren Köpfen und setzt sich.

»Auf der Reise?«, fragt er dann.

Ich gebe mir einen Ruck und erzähle ihm, wohin ich unterwegs bin.

»Juchitán«, wiederholt er und sieht mich erstaunt an, so als könne er sich nicht entscheiden, ob das eine gute Idee ist oder ich eine Spinnerin bin, die allein durchs mexikanische Hinterland reist.

»Haben Sie dort Familie?«, fragt er weiter.

»Nein, ich kenne niemanden.«

»Aber Bekannte?«

»Nicht direkt«, antworte ich.

Auf der Suche nach einem WG-Zimmer oder einer Zwischenmiete hatte ich vor meiner Abreise auf Facebook Leute kontaktiert, in deren Profil als Ortsmarke »Juchitán« angegeben war. Ich hatte geschrieben, wie wichtig diese Reise für mich sei und ob sie zufällig jemanden kennen würden, der im Ort kurzfristig noch ein Zimmer zu vermieten habe. Irgendwann hatte mir

eine Frau namens Rosa geantwortet: *Kein Problem, du kannst bei meinem Vater wohnen. Er lebt mitten in der Stadt und hat ein Zimmer frei.* Ich war überrascht, ein so konkretes Angebot hatte ich nicht erwartet. Als ich diese Rosa aus dem Internet nach der genauen Adresse fragte, schrieb sie nur: *Sorge dich nicht. Meine Schwester Juana wird dich abholen.* Das war vor wenigen Tagen.

»Und dann sind Sie einfach hergekommen?«, fragt der Mann. Ich fühle mich schlecht und knete meine Hände. Der Mann sieht nicht aus, als könnte er sich einen Flug nach Europa leisten. Ich hingegen kann mich spontan in einen Flieger setzen und bin wenige Tage später mitten in Mexiko. Also nicke ich wahrheitsgemäß. Seine Augen werden groß.

»Sie sind aber ganz schön mutig«, sagt er. Einen Moment schweigen wir beide. Ich schaue aus dem Fenster, durch mein Spiegelbild hindurch. Draußen ist das Grün des Waldes einem struppigen Braun gewichen. Die Landschaft ist viel trockener und die Bäume sind zu Sträuchern und Büschen zusammengeschrumpft.

Der Bus ist auf die Bundesstraße MEX-185 abgebogen und überquert den Isthmus von Tehuantepec, die Landenge, die den Golf von Mexiko mit dem Pazifik verbindet. Eine weite Ebene erstreckt sich vor unseren Augen. Am Horizont drehen ein paar Windräder träge ihre Runden. Die Luft draußen flimmert in der Hitze und die Räder des Busses wirbeln Staub auf.

Ich fühle mich alles andere als mutig. Seit ich heute Morgen aufgestanden bin, habe ich Bauchschmerzen vor Aufregung. Jedes Mal, wenn der Bus bremst, hämmert mein Herz. Ich habe Angst, meinen Ausstieg zu verpassen. Angst, anzukommen. Und dann habe ich noch Angst, dass der Bus überfallen wird, was gar nicht mal so selten passiert, wenn man den Warnungen des Auswärtigen Amtes glauben kann. Du kannst immer noch

abbrechen, denke ich jedes Mal. Du kannst einfach aussteigen und den nächsten Bus zurück zum Flughafen nehmen. Es ist nicht zu spät, übermorgen bist du wieder zu Hause.

Ich starre aus dem Fenster und muss plötzlich an diesen Spruch denken: Mut ist, wenn man etwas tut, obwohl man Angst hat. Oder so ähnlich. Jedenfalls: Mut bedeutet, die eigene Angst zu überwinden. Mut ist also nichts, was wir fühlen. Es ist etwas, das wir tun. Mut ist eine Handlung. Und zwar eine, die traditionell männlich besetzt ist. Die alten Griechen nannten Mut *andreia*, schreibt die Wiener Psychotherapeutin Rotraud Perner in einem Buch über Mut. Darin stecke das Wort *aner*, der Mann.¹³ Homer beispielsweise verwendet den Begriff in der *Ilias*, um die Tapferkeit seiner männlichen Helden zu beschreiben.

Mut wird bei Männern gerne gesehen, er zeichnet sie aus, bringt ihnen Anerkennung. »Seinen Mann stehen« ist eine Redewendung, die zum Mut auffordert. Bei Frauen und Kindern hingegen wird Mut oft abgewertet, verspottet, verboten oder ignoriert. Vor allem dann, wenn sie »ungehorsam« sind, Widerstand leisten und sich gegen gesellschaftliche Missstände auflehnen. Die Geschichten weiblicher Widerstandskämpferinnen im Nationalsozialismus haben in der deutschen Öffentlichkeit über Jahrzehnte hinweg kaum Beachtung gefunden, von Sophie Scholl mal abgesehen. Schindler, Stauffenberg und Bonhoeffer kennen die meisten aus Büchern und Filmen, aber wie sieht es mit Elise Hampel, Hilde Coppi oder Judith Auer aus? Weiblicher Mut, egal ob im privaten, beruflichen oder gesellschaftlichen Leben, findet kaum Anerkennung – vor allem von denjenigen nicht, denen er gefährlich werden könnte. Für sie ist Mut weder Kraftleistung noch Selbstfürsorge. Im Gegenteil: Mutige Frauen werden schnell als störend empfunden, als überanspruchsvoll oder aufmüpfig.

Für Aristoteles war Mut ein Mittelweg zwischen Angst und Zuversicht. Er glaubte, nur der mutige Mensch könne glücklich werden. Das finde ich interessant. Besonders die Mutigen haben also vielleicht Angst, aber gerade sie haben auch Zuversicht, dass die Welt ein besserer, gerechterer Ort werden kann. Sie vertrauen in sich selbst oder in andere, sie glauben an eine Idee oder verfolgen ein Ziel – oft entgegen aller Wahrscheinlichkeit. Man könnte sagen: sie glauben an Utopien, an Visionen, die größer sind als sie selbst, und oft unerreichbar. Warum das wichtig für ein Nachdenken über das Matriarchat ist und wir uns trauen müssen, über die Grenzen des Bekannten hinauszugehen, auch wenn das angsteinflößend sein kann, erklärt die Politologin Emilia Roig in einem Essay: »Utopien sind keine naiven Spinnereien. Ganz im Gegenteil. Utopien sind die hoffnungsvollen Vorstellungen, die uns in eine bessere, gerechtere Zukunft treiben.«¹⁴

Ich schaue zu meinem Nachbarn. Er strahlt mich an und ich sehe die vielen Falten in seinen Augenwinkeln. Er nickt mir aufmunternd zu.

»Viel Erfolg, güera«, sagt er. »Wir sind gleich da.«

Ich schaue den Gang hinunter und durch die Frontscheibe. Am Horizont sind die ersten Häuser des nächsten Ortes zu sehen, sie rücken näher, gleich sind sie neben mir. Flachbauten mit vergitterten Fenstern. Kleine Einkaufsläden, große Supermärkte, vertrocknete Palmen am Straßenrand. Nichts deutet darauf hin, dass dieser Ort anders ist als all die anderen, durch die wir bisher gefahren sind.

Dann zieht ein Ortseingangsschild an mir vorbei. *Bienvenidos a Juchitán*, steht dort in weißer Schrift auf grünem Grund. Willkommen in Juchitán. Daneben prangt das schwarz-weiße Foto einer Frau. Auf ihrem Kopf sitzen acht riesige Leguane. Echsen

mit langen Schwänzen, die ihre Köpfe in verschiedene Himmelsrichtungen recken. Ich habe das Bild schon einmal gesehen, in einem Ausstellungskatalog der mexikanischen Fotografin Graciela Iturbide. Es heißt *Die heilige Jungfrau der Leguane* und ist zu einer Art Ikone geworden. Die Frau auf dem Foto ist von unten fotografiert, sie wirkt stolz und schaut über den Kopf der Betrachterin hinweg in die Ferne. Da ist keine Spur von Angst in ihrem Blick, denke ich noch, dann ist das Schild an mir vorbeigezogen. Der Bus rollt über eine mehrspurige Kreuzung und biegt neben einer Tankstelle in den Busbahnhof ein.

EINE STADT IN TRÜMMERN

8 900 Kilometer in der Luft und 1300 Kilometer auf der Straße liegen hinter mir. Der Bus hält. Eine Gruppe Frauen steht mit mir auf. Sie holen ihre Beutel und Taschen aus den Gepäckfächern über unseren Köpfen, ich schultere meinen Rucksack und wir steigen nacheinander über die schmale Treppe des Busses nach draußen. Es ist früher Abend, die Sonne steht tief, aber es ist noch immer drückend heiß. Staubige Luft bläst mir entgegen und ich beeile mich, hinter den Frauen in die Wartehalle zu kommen. Dort sitzen Reisende mit großen Taschen, sie warten auf Busse, blicken auf Anzeigetafeln. Ein Mann schiebt einen Gepäckkarren, eine Frau einen Kinderwagen.

Ich stelle meinen Rucksack ab und setze mich auf eine der Bänke. Ich spüre mein Herz klopfen, meinen Bauch krampfen. Mir ist heiß und ich frage mich, was passiert, wenn ich jetzt nicht wie vereinbart abgeholt werde.

Doch ehe ich mich in diese Angst hineinsteigern kann, sehe ich eine Frau auf mich zukommen. Sie trägt einen langen lilafarbenen Rock, eine lilafarbene Bluse, lilafarbene Sandalen und Kurzhaarschnitt. Sie sieht aus wie viele Menschen hier, nämlich so, als würde sie zu einem Fest gehen oder von einem kommen. Sie erkennt mich sofort und streckt mir die Hand entgegen. Ist auch nicht schwer, ich bin die einzige Weiße.

»Juana?«, frage ich, während ich ihre Hand schüttelte, und sie nickt.

Schnell nehme ich meinen Rucksack und folge ihr raus aus

dem Bahnhof. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, winkt sie auf der Straße ein Taxi heran. Ich werfe meine Sachen in den Kofferraum und setze mich neben sie auf die Rückbank. Vom Rückspiegel des Autos baumelt ein Rosenkranz, in dessen glatten Perlen sich das Licht der untergehenden Sonne bricht.

Während der Fahrt schieben sich immer wieder kleinere Fahrzeuge an uns vorbei und überholen in Zickzacklinien. Autos auf nur drei Rädern, ohne Türen, aber mit Rückbank. Manche sind mit Lichterketten behangen, andere spielen laut Musik. Am Steuer sitzen Fahrer in kurzen Hosen und Flipflops oder Fahrerinnen, deren Kleider durch die offenen Seitentüren im Fahrtwind flattern.

»Das sind Mototaxis«, sagt Juana, als sie meinem Blick folgt. »Wir nutzen sie statt der öffentlichen Verkehrsmittel. Sie sind billiger als ein richtiges Taxi wie dieses hier.« Öffentliche Busse gebe es innerhalb der Stadt so gut wie keine.

Doch nicht nur die Mototaxis, auch unser Auto fährt Schlingellinien. Im violetten Licht der einsetzenden Dämmerung erkenne ich, dass immer wieder Berge aus Schutt und Geröll den Weg versperren und alle Fahrzeuge ausweichen müssen. Gefühlt jedes dritte Haus am Straßenrand ist eingestürzt oder beschädigt. Ohne die vielen Menschen und Autos, ohne das Lachen und die Musik, die durch die Straßen wabern, hätte ich das Gefühl, in einem Kriegsgebiet gelandet zu sein.

»Das war das Erdbeben«, sagt Juana. Es hatte vor wenigen Monaten den Süden des Landes erschüttert. Juchitán war besonders betroffen. Nirgendwo kamen so viele Menschen ums Leben wie hier.

Ich hatte davon in den Nachrichten gelesen, etliche Medien berichteten, auch in Deutschland. Mexiko ist Teil des sogenannten »Pazifischen Feuerrings«, der geologisch aktivsten Zone der Erde. Das ganze Land gilt als Hochrisikogebiet, 90 Prozent aller

Erdbeben weltweit ereignen sich innerhalb des Feuerrings. Das letzte Beben war besonders heftig. Am Meeresboden im pazifischen Ozean schiebt sich eine kleine Erdplatte, die Cocosplatte, unter die Nordamerikanische Platte, auf der Mexiko zu großen Teilen liegt. Dabei quetschen und falten sich die Erdmassen so lange, bis sich die Spannung in einem Beben löst. Wie groß das Ausmaß der Zerstörung tatsächlich war, begreife ich erst jetzt, mit Blick auf die Relikte der Katastrophe. Die Stadt liegt in Trümmern.

Nach einer Viertelstunde kommt das Taxi zum Stehen. Ich öffne die Tür, vor meinen Füßen ein Berg aus Geröll und Steinen. Während ich meinen Rucksack aus dem Kofferraum hole, verschwindet Juana bereits hinter dem Schutthaufen. Ich eile hinterher, vorbei am Geröll, vorbei an einer kleinen Hütte mit Wänden und einem Dach aus Wellblech, einen schmalen Fußweg entlang.

Am Ende des Weges liegt ein größeres Haus. Es ist wie ein U geformt und umrahmt einen Innenhof, von dessen drei Seiten jeweils eine Tür abgeht. Im Hof sind zwei Hängematten aufgespannt und in der Mitte wächst ein Busch, an dem lilafarbene, glitzernde Christbaumkugeln und eine Lichterkette hängen. Es ist Mai und wir haben 37 Grad.

Die obere Etage des Hauses ist halb offen mit einer Art Laubengang vor den Zimmern. Dort hängen weiße Bettlaken an einer Wäscheleine und wehen im Wind.

»Der erste Stock ist seit dem Beben unbewohnbar«, sagt Juana und deutet auf mehrere Risse in der Fassade. Ich blicke mich um. Im Hof stapeln sich Eimer, Reifen, Säcke voller Hundefutter. Direkt neben dem Eingang, an der vierten, eigentlich offenen Seite des Hofes, steht ein Werkzeugschuppen, spärlich mit einer Laterne beleuchtet. Es ist die Wellblechhütte, an der wir gerade vorbeigegangen sind. Davor kniet ein alter Mann und werkelt